Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 2.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 49. Freitag den 27. Januar 1893. 87. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Verloren gegangen sind die Arbeitsbücher
des Bäckerlehrlings Max Otto Emmrich, geb. 3./11. 76 in Mockern (Möckern 1892);
des Arbeitsburschen Heinrich Arthur Brückner, geb. 29./11. 77 in Leipzig (Leipzig 2370/1892);
des Tischlerlehrlings Max Hempel, geb. 27./5. 75 in Lengefeld (Leipzig 21/1890);
des Arbeitsburschen Carl Friedrich Siebelist, geb. 18./11. 75 in Bergfeld (Wurzen 1890);
der Arbeiterin Emma Lina Fischer, geb. 21./2. 75 in Schaffindt (Leipzig 1136/1889);
der Arbeiterin Anna Rößler, geb. 31./8. 75 in Markranstädt (Leipzig 1080/1890);
des Laufburschen Johannes Martin Eichhöhl, geb. 1./10. 72 (Leipzig 204/1887);
der Arbeiterin Ernestine Bertha Becker, geb. 28./9. 77 in Benneritz (Alt-Schönfeld 1892) und
der Näherin Hedwig Anna Biehl, geb. 16./6. 76 in Connewitz (Leipzig 2293/1892).

Wir bitten, diese Arbeitsbücher im Auffindungsfalle Naschmarkt Nr. 2, Erdgeschoß, abzuliefern.

Leipzig, am 24. Januar 1893.

Der Rath der Stadt Leipzig.
Dr. Georgi. Petzoldt.

Gesucht

wird der am 16. März 1866 zu Greizsch geborene Steinmetz
Karl Robert Wagner,
welcher zur Fürsorge für seine Familie anzuhalten ist.

Leipzig, den 11. Januar 1893.

Der Rath der Stadt Leipzig.
Armenamt, Abth. II.
A. R. V, 146. J. A.: Ref. Dr. Fincke. Fritz.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig,** 27. Januar.

Die Militaircommission des Reichstags hat auch in ihrer gestrigen Abendsitzung die Generaldebatte noch nicht zu Ende geführt und die ganze Angelegenheit keinen Schritt weiter gefördert. Wir erhalten darüber folgenden telegraphischen Bericht:

„In der Militaircommission wurde gestern Abend die Generaldebatte über die Militairvorlage fortgesetzt. Freiherr von Stumm vertrat die Ansicht, daß die öffentliche Meinung sich langsam, aber entschieden, auch in Süddeutschland, zu Gunsten der Militairvorlage verändere. Redner sagte u. A., daß man die ganze Zahl der Ersatzreservisten, also 65 000 Mann, jährlich ins Heer einstellen könne. Durch unsere Streitigkeiten über die Vorlage wachse nur der Chauvinismus in Frankreich. Gegen Stumm wandte sich Herr Richter, der in ausführlichen, militairtechnischen Darlegungen den Compromißvorschlag Bennigsen's, die Propositionen Stumm's und die Kriterien der Vorlage energisch bekämpfte. Die zweijährige Dienstzeit sei vom Standpunct der Freisinnigen als Schlußstein der Heeresorganisation zu betrachten. Graf Caprivi erklärte zunächst, daß er die Presse benutze, weil er im Laufe der Jahre sich überzeugt habe, daß sie nothwendig sei, besonders um in den Wahlreden Aufklärungen über die Absichten der Regierung zu verbreiten. Die Rheinlinie müsse unter allen Umständen vertheidigt werden. Dr. Buhl (nat.-lib.) verwahrt sich als Bayer gegen die Aeußerung des Dr. Lieber „lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben" und bethuert die unbedingte Reichstreue der Bayern. Er legt sodann den Standpunct der national-liberalen Partei dar. In vielen Puncten sei er mit der inneren Politik des Reichskanzlers nicht einverstanden, aber eine Verstärkung des Heeres sei nothwendig, wenn sein engeres Heimathland nicht einst zum Kriegsschauplatze werden solle. Ein Widerspruch bestehe zwischen einzelnen Ausführungen von Hinze und Richter. Thatsächlich bestünde ein Unterschied in der Präsenzstärke zwischen dem Bennigsen'schen und dem Kriegsheer der Freisinnigen nur in Höhe von etwa 30 000 Mann. Wenn Hinze 20 000 Mann mehr Recruten und außerdem, wie bisher, die 17 000 Ersatzreservisten glaube ausheben zu können, so könne man ebenso gut die von Bennigsen vorgeschlagenen 40 000 Recruten haben, unter Wegfall der Ersatzreserve. Zur der Regierungsvorlage im vollen Umfange könne er sich nicht erklären, doch halte er den Bennigsen'schen Vorschlag für ein acceptables Compromiß; allerdings halte er aber an der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit fest. Redner schließt mit der Mahnung, den Conflict zu vermeiden, besonders auch wegen des Eindrucks auf das Ausland. Nachdem nach General Gößler und Major Wachs die Ausführungen Richter's zu widerlegen versucht, wird die Generaldebatte auf Sonnabend vertagt."

Wie man sieht, vermied es der Herr Reichskanzler wiederum, sich darüber auszusprechen, ob er seinerseits den Vermittelungsvorschlag Bennigsen's für „acceptabel" halte. Dagegen erklärte er, „im Laufe der Jahre" sich überzeugt zu haben, daß die Benutzung der Presse nothwendig sei. Hoffentlich wird Graf von Caprivi im Verlaufe weiterer Jahre darüber sich völlig klar, wie die Presse zu benutzen ist. Wie sie nicht benutzt werden sollte, hat die Behandlung der gegenwärtigen Militairvorlage zur Genüge dargethan.

Im Reichstage benutzte der freisinnige Abg. Dr. Barth den Titel über das Gehalt des Reichskanzlers, um eine Debatte über die Handelsvertragspolitik hervorzurufen. Er gab zu, daß die Zeit zu kurz sei, um ein statistisch begründetes Urtheil über die Wirkung der Handelsverträge zu fällen, aber er glaubte aus den Berichten der Handelskammern schließen zu können, daß die große Mehrheit von Handel und Industrie die Vortheile dieser Politik anerkenne. Die letzten Debatten des Abgeordnetenhauses fortsetzend, trat er den Behauptungen der Agrarier über schlimme Folgen für die deutsche Landwirthschaft entgegen und befürwortete eine weitere Ausgestaltung der Handelsvertragspolitik. Graf Lanitz (cons.) bestritt in gewohnter Weise die Richtigkeit der Anschauungen des Vorredners über die Wirkung der Handelsverträge, sowie über die Lage der Landwirthschaft und erhob von Neuem den Vorwurf, daß unsere Unterhändler beim Abschluß der Verträge zu nachgiebig gewesen seien. Staatssecretair v. Marschall wies dem gegenüber auf die Lage hin, in welcher man sich seinerzeit angesichts des 1. Februar 1892 befand, eine Lage, die dadurch charakterisirt wird, daß man nicht auf günstigere Positionen für unsere Ausfuhr hoffen, sondern nur eine verderbliche Verschlechterung derselben zu verhüten suchen konnte. Von den weiteren Ausführungen des Staatssecretairs ist bemerkenswerth, daß er Mittheilung von der Thatsache machte, daß mit Rußland über einen Handelsvertrag verhandelt wird, ohne indeß eine Meinung über die Aussichten dieser Verhandlungen zu äußern. Im weiteren Verlaufe der Debatte spannen die Abgg. Rickert, v. Frege, Willbrandt, v. Schalscha den alten Kampf über Handelsverträge, Getreidezölle, Noth der Landwirthschaft u. s. w. fort.

Der Panamascandal hält nach wie vor die Gemüther in Paris in Aufregung. Aus dem von uns im Auszuge mitgetheilten jüngsten Artikel des „Figaro", welcher mit „vidi" unterzeichnet war, heben wir noch hervor, daß Ende August 1888 der Scandal beinahe einen verhängnißvollen Umfang angenommen hätte. Cornelius Herz hatte gehört, daß Reinach von der Panama-Gesellschaft 3 300 000 Francs erhalten hatte, während er an ihn nur 2 Millionen abgeführt hatte. Herz forderte nun von England aus, wo er sich damals in Sommerfrische befand, die vollständige Auszahlung der gesammten für ihn bestimmten Summe. Reinach begab sich darauf eilig in sein Bureau im Bankhause Cohn-Reinach, wo er seine Schriftstücke über Panama aufbewahrte, und dictirte dem in den letzten Tagen vielgenannten Commis Paul Stephane in Abwesenheit seines eigentlichen Secretairs die genaue Liste über die Verwendung der fehlenden 1 300 000 Francs. Nach dieser Liste haben u. A. empfangen der ehemalige Minister Barbe 550 000 Frcs., Albert Grévy, Jules Roche, Arène und Floquet je 20 000 Frcs., Rouvier 90 000 Frcs., Leon Renault 25 000 Frcs., Proust 20 000 Frcs. ꝛc. Als die Liste dictirt war, ließ Reinach sie sofort durch Stephane zu Clémenceau tragen, der sie an Herz übermitteln sollte. Da der Director der „Justice" versichert, daß er die Liste nicht erhalten habe, so ist es wahrscheinlich, daß Reinach sie ihm unter doppeltem Umschlag zugesendet hat, so daß er sie beförderte, ohne ihren Inhalt zu kennen. Reinach versuchte keineswegs irgend einen Vortheil durch diese Mittheilung zu erlangen; Herz verlangte Rechenschaft von ihm, und er beeilte sich, sie ihm zu geben, um damit zu beweisen, daß er durchaus nichts von den 3 300 000 Francs für sich behalten hatte. Es war in seinen Augen ein einfacher Cassenausweis, nichts mehr. Herz aber beutete sie aus, indem er seinen bisherigen Mitschuldigen zu seinem Opfer machte und ihn in der raffinirtesten Weise folterte und so schließlich in Verzweiflung und in den Tod trieb. — Nach einem Pariser Telegramm von heute will der „Matin" wissen, der Justizminister Bourgeois würde in der heutigen Sitzung der Deputirtenkammer die Zahl derjenigen Parlamentsmitglieder mittheilen, gegen welche die Anklage in der Panama-Angelegenheit nicht aufrecht erhalten wird. Mehrere Morgenblätter bezeichnen als solche Develle, Jules Roche und Arène. — Ueber die gestrigen Verhandlungen in der französischen Deputirtenkammer, die mit einem Erfolge Ribot's und seiner Ministercollegen geendet haben, in dem ihnen die Geheimfonds bewilligt wurden, finden die Leser unter „Frankreich" Ausführlicheres.

In England ist bekanntlich seit einiger Zeit eine Bewegung im Gange, die darauf abzielt, die Einwanderung von hilflosen Fremden zu verhindern. Zu diesem Zweck hat sich eine besondere Gesellschaft gegründet, die den Namen „Association for Preventing the Immigration of Destitute Aliens" führt und jüngst eine außerordentliche Sitzung abhielt. Hierbei wurde darüber berathen, welche Mittel zu ergreifen seien, um den Zweck, den die Gesellschaft im Auge hat, zu erreichen. Ein Bericht über die stattgefundenen Berathungen erschien nicht in den Zeitungen. Es verlautet jedoch, daß beschlossen worden sei, das Parlament aufzufordern, die Frage der Einwanderung in Erwägung zu ziehen. — Die „World", welche einen Artikel über diesen Gegenstand unter dem Titel: „Hinaus mit den Fremden!" veröffentlicht hat, ist der Meinung, daß das Haus der Gemeinen — wenigstens in den ersten Monaten der Session — nicht Zeit haben werde, dieser Frage seine Aufmerksamkeit zu schenken. Dagegen werde das Haus der Pairs genug Muße finden, um eine Gesetzvorlage hinsichtlich des betreffenden Gegenstandes in Berathung zu ziehen. In dem Oberhause ist die Meinung darüber getheilt. Lord Derby z. B., der als Vertreter der laissez-faire-Theorie bezeichnet werden kann, ist mit Vielen der Ansicht, daß bis jetzt noch keine Veranlassung vorliegt, Maßregeln gegen die unbeschränkte Einwanderung zu ergreifen, obwohl er zugiebt, daß diese unbeschränkte Einwanderung viele Gefahren im Gefolge hat. Lord Dunraven dagegen und viele Andere sind für sofortiges Einschreiten. Die „World" wünscht, daß, wenn das Parlament sich mit der Frage der Einwanderung hilfloser Fremder beschäftigt, es auch seine Aufmerksamkeit den italienischen Leierkastenmännern, sowie den deutschen und französischen Straßenmusikanten, die die Straßen Londons als ihr Eigenthum betrachten, zuwenden möge.

Die Staatsverfassung des Cantons Bern enthält u. A. die Vorschrift, daß die Mitglieder der Staatsbehörden bei ihrem Amtsantritt einen Eid zu leisten haben, dessen durchaus religiöse Formel in der Verfassung selbst niedergelegt ist. Am 17. November v. J. stellte der neugewählte Großrath Steck — beiläufig bemerkt, ein hervorragender socialdemokratischer Führer — das Begehren, es möge ihm gestattet werden, den Amtseid in bürgerlicher Form, d. h. unter Weglassung der Worte „So wahr mir Gott helfe" zu leisten, da er die religiöse Ueberzeugung, welche die vorgeschriebene Eidesformel voraussetze, nicht habe. Mit 136 gegen 40 Stimmen verweigerte jedoch der Große Rath den Antrag Steck's, worauf dieser den Saal verließ. Daraufhin wandte sich Steck unter Berufung auf Art. 49 der Bundesverfassung an den Bundesrath. Dieser erklärte nach Anhörung beider Parteien und nach Würdigung aller in Betracht fallenden Verhältnisse die Beschwerde einstimmig als begründet, wobei er im Wesentlichen von den folgenden Erwägungen ausging. Der angerufene Artikel der Bundesverfassung spricht im Allgemeinen den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit aus und bestimmt insbesondere, daß die Ausübung bürgerlicher oder politischer Rechte durch keinerlei Vorschriften oder Bedingungen kirchlicher oder religiöser Natur beschränkt werden dürfe. Mit Rücksicht auf diese Bestimmung sei von der Bundesversammlung bereits 1874 beschlossen worden, daß die Gerichtspersonen, denen ihre Ueberzeugung die Leistung eines Eides nicht gestattet, an dessen Stelle ein Handgelübde ablegen können. Ueberdies erklärte der Bundesrath in wiederholten Recursentscheidungen, daß ein Bürger ohne Rechtsnachtheil die Leistung eines religiösen Eides verweigern könne; dies gelte sowohl vom gerichtlichen (processualen) Eid wie auch vom Amtseid, da das individuelle Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit auf allen Gebieten dasselbe sei und als solches geschützt werden müsse. Deshalb könne auch nicht die Bekleidung eines öffentlichen Amtes oder die Ausübung amtlicher Functionen an die Vorbedingung der Leistung eines religiösen Eides geknüpft werden. Der von der bernischen Verfassung geforderte Eid trage unzweifelhaft einen religiösen Charakter. Der betreffende Artikel der Berner Verfassung sei, soweit er die Leistung des religiösen Eides vorschreibe, durch die neue Bundesverfassung außer Kraft gesetzt worden; damit sei keineswegs gesagt, daß durch die Bundesverfassung die Leistung des religiösen Eides verboten werde. Der Amtseid möge im Canton Bern nach wie vor in der in Art. 99 der Verfassung enthaltenen Formel geleistet werden; nur dürfe der einzelne Bürger hierzu nicht verpflichtet werden. Die Angelegenheit des Herrn Steck dürfte wohl endgiltig erledigt sein; denn es ist nicht anzunehmen, daß der Große Rath gegen die Entscheidung des Bundesraths an die Bundesversammlung recurriren wird.

Die hochgradige Aufregung, welche mehrere Tage lang in London und in Kairo wegen der egyptischen Frage herrschte, hat, äußerlich wenigstens, nachgelassen und einer ruhigeren Auffassung der Dinge Platz gemacht. Die englische Regierung geht, unbeirrt durch die Versuche Frankreichs, den Gang der Ereignisse in Egypten durch diplomatische Schritte zu beeinflussen, ihren geraden und entschiedenen Weg. Sie verstärkt die Occupationstruppen und findet bei ihrem entschiedenen Vorgehen die Zustimmung sämmtlicher Parteien des Landes. Der „Standard" betont, die von der Regierung ergriffene Maßregel werde die Egypter sowohl wie die übrige Welt überzeugen, daß England durchaus nicht die Absicht

Feuilleton.

Für die Ehre der Familie.

Roman von Clarissa Lohde.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

20. Capitel.

Als Arnold beim Nachhausegehen über den Potsdamer Platz an dem Café von Josty vorbeiging, wurde er von einem der dort im Freien an der Straße mit anderen bei einem Glase Bier sitzenden Herren angerufen. Es war derselbe junge Künstler, der ihn am Abend vorher Unter den Linden nach Paul gefragt hatte.

„Sie gehen Sie doch nicht so stolz vorüber, bester Assessor!" rief er.

„Nein, nein", mischten sich nun auch die Anderen ein, „nun wir Sie endlich einmal fassen, lassen wir Sie nicht mehr los. — Man sieht Sie ja gar nicht mehr! —"

Arnold erkannte den alten Freundeskreis, in dem er vor seiner Verlobung so oft in heiterem Gespräche gesessen, und so wenig er sich heute aufgelegt fühlte, glaubte er doch die freundliche Aufforderung nicht ablehnen zu können.

„Jetzt aber fort mit der sorgenvollen Miene des angehenden Ehemannes, Engelhard", begrüßte ein junger Jurist und Studiengenosse ihn übermüthig.

„Ja, ja, das kommt davon, mein Lieber, wenn man seinen Grundsätzen untreu wird und dem schönen Junggesellenstande abschwört. Ehestand, Wehestand."

„Bei ihm heißt es schon Brautstand, Wehestand!" bemerkte ein Anderer.

„Silentium!" rief nun der junge Künstler und legte den Finger auf den Mund, „hier wird nichts Unangenehmes berührt, sonst entfliegt uns der kaum gefangene Vogel wieder."

Arnold suchte die Neckerei mit Gleichmuth aufzunehmen.

„Ja, sprechen wir von etwas Anderem", sagte er. „Es giebt doch sicher in dieser vielbewegten Zeit interessantere Dinge zu besprechen als meine unbedeutende Persönlichkeit. — Dort liegt die Abendzeitung — haben Sie sie schon gelesen, was giebt es Neues? —"

„O nichts", entgegnete der junge Künstler, einen raschen Blick mit den Anderen tauschend, und schob das Blatt, eines jener bekannten, dem großstädtischen Klatsch mit Behagen breitretenden Blätter fort. „Politisch Lied, ein häßlich Lied. Flüchten wir uns lieber in das Gebiet der Kunst. Haben Sie denn schon die Ausstellung der neuesten Bilder bei Schulte gesehen? Lauter Moderne —"

„Wie können Sie das Engelhard fragen. Er ist so conservativ, daß er die sogenannte moderne Kunst verabscheut."

„Nur die", sagte Arnold scharf, „die das Moderne im Häßlichen und Gemeinen sucht! Dagegen freilich empört sich mein Gefühl."

Am Nebentische hatte sich ein Herr, der dort mit seiner Dame saß, des fortgelegten Zeitungsblattes bemächtigt.

„Ha, ha, ha", lachte er jetzt so laut auf, daß die Nachbarn sich erstaunt umsahen: „Frau, lies nur dieses hier, das ist eine köstliche Geschichte. Also auch der stolze Commerzienrath Röficke nicht ganz zweifelsohne —." Bei Nennung dieses Namens fuhr Engelhard empor. — Ehe man ihn daran verhindern konnte, stand er hochaufgerichtet vor dem unvorsichtigen Plauderer.

„Ich bitte dringend, sich hier jeder unliebsamen Aeußerung über den Herrn Commerzienrath Röficke zu enthalten —"

Der Angeredete, ein offenbar dem niederen Kaufmannsstande Angehörender, erschrak sichtlich.

„Bitte sehr um Verzeihung", entschuldigte er sich in ängstlichem Wortschwall. „Ich will gar nichts gesagt haben. Aber hier der Artikel — wenn Sie sich selbst überzeugen wollen, daß ich nicht zu viel gesagt — hier steht es deutlich, Commerzienrath R., der kürzlich durch die Verlobung seiner Pflegetochter mit dem Sohne eines unserer höchsten Verwaltungsbeamten, dem Präsidenten von E., in nahe Beziehungen getreten ist, — das kann doch kein Anderer sein, als der Commerzienrath Röficke —"

„Genug, genug!" stieß Arnold hervor und griff hastig nach dem Blatte; aber die Hand, mit der er es faßte, zitterte so heftig, daß er nach der Lehne des neben ihm stehenden Stuhles greifen mußte, um sich zu halten.

„Ich bitte Sie, Engelhard", raunte der an seiner Seite stehende Jurist dem mit fahler Blässe sich Bedeckenden zu: „Lassen Sie die Sache fallen — und setzen Sie sich — nur keine Scene hier —"

Arnold folgte geduldig dem ihn fortziehenden Freunde, während das Ehepaar eingeschüchtert seinen Platz räumte.

„Lesen Sie jetzt nicht den häßlichen Artikel", bat man ihn. — „Wir wollten ihn Ihrem Gesicht entrücken, jedoch der böse Zufall wollte es anders. Vor böswilligem Zeitungsklatsch ist heut ja Niemand geschützt, selbst die höchsten und vornehmsten Personen nicht. Nehmen Sie es philosophisch, Engelhard — bei Lichte besehen ist das Meiste nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick scheint. Und nun stecken Sie das Blatt in die Tasche — wenn Sie es nicht anders wollen; ich werde den Oberkellner darüber verständigen, aber verderben Sie sich für den Rest des Abends die Stimmung nicht noch mehr. Morgen, nachdem Sie ausgeschlafen haben, werden Sie Alles gelassener ansehen, glauben Sie mir!"

Arnold knöpfte statt aller Antwort seinen Rock zu und griff nach seinem Hut:

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath; aber es ist doch besser, für Sie und für mich, daß ich gehe."

Keiner wagte ihn mehr zurückzuhalten; denn Jeder sah ihm die Pein, die er innerlich ausholt, auf dem Gesichte geschrieben.

„Armer Engelhard!" sagte der Jurist, dem Davoneilenden nachsehend. „Es ist eine harte Prüfung, die dem Engelhard'schen Stolze durch diese öffentliche Gehässigkeit auferlegt wird."

Ja, eine harte Prüfung war es, und nicht allein für Arnold's Stolz, sondern auch für seine Liebe.

Der verhängnißvolle Zeitungsartikel, die Rache Herald's, den der junge Assessor in seinem Stübchen im Elternhause, in das er sich lautlos geschlichen hatte, mit bebenden Händen auseinanderfaltete und las, lautete:

In unserer Stadt haben sich kürzlich Ereignisse zugetragen, welche die hohe Beamtenwelt, wie die Kreise der höheren Bourgeoisie gleichzeitig berühren und wohl geeignet sein dürften, recht eigenthümliche Schlaglichter auf die letzteren zu werfen. Einer unserer Großindustriellen, Herr Commerzienrath R., dessen Ehrenhaftigkeit und strenge Wahrhaftigkeit sprichwörtlich sein soll, feierte vor Kurzem den großen Triumph, seine Adoptivtochter mit dem Sohne eines hervorragenden Verwaltungsbeamten aus altadliger Familie zu verloben; die Eltern des jungen Mannes sollen sich dieser Verbindung auch lange widersetzt haben, die Schönheit der Braut und wohl noch mehr der Reichthum des Commerzienrathes haben aber endlich den Sieg davongetragen. Wenige Wochen nach der Verlobung verschwand eines Abends die Braut und mit ihr eine bei einer Schwester des Herrn R. lebende Zwillingsschwester auf unerklärliche Weise, und ebenso plötzlich und räthselhaft tauchten die beiden jungen Damen nach Verlauf von zwei Tagen wieder auf. Sie sollen, wie verlautet, in Gesellschaft eines Herrn einen etwas romantischen, um nicht zu sagen abenteuerlichen Herbstausflug nach dem Harze gemacht haben. Wie nun bekannt wird, haben sie daselbst ihre Mutter aufgesucht, welche sie bisher für todt hielten, denn sie sind die Töchter des hier verstorbenen Kreisgerichtsraths W., dem vor einer Reihe von Jahren seine schöne, leichtfertige Frau mit einem Deutsch-Amerikaner davongegangen ist. Der ehren- und wahrhaftige Herr Commerzienrath R. hat es mit diesen Eigenschaften vereinbar gefunden, nicht nur die Kinder seines verstorbenen Freundes, deren Vormund er war, in dem Wahne zu erziehen, daß ihre Mutter todt sei, sondern er hat die Täuschung auch den Männern gegenüber aufrecht erhalten, welche sich um seine Mündel und seine Pflegetochter (seine ältere Schwester ist an einen Baron vom Sp. verheirathet) bewarben. Die Geschichte der Flucht der ehemaligen Frau W. erlebt übrigens, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, gegenwärtig eine neue Auflage. Die schöne goldblonde Frau von H., derselben altadligen Familie angehörig wie der Verlobte, die Gattin eines unserer Geldfürsten, deren Portrait auf der letzten Ausstellung so großes Aufsehen erregte, hat das Haus ihres Gemahls verlassen, um dem Schöpfer dieses Bildes, dem Bruder jener reizenden Zwillingsschwestern, anzugehören. Man kann gespannt darauf sein, ob der Verlobte, besonders aber dessen stolze Familie nach den Erfahrungen der letzten Tage noch an dem leichtfertigen Blute der W.'s, und nachdem sie von dem Ehrenmann R. so gröblich getäuscht worden, festhalten wird. Geld deckt Vieles zu, und das besitzt die Adoptivtochter des reichen R. freilich in Fülle; und heut zu Tage leider spielt der Mammon auch in jenen Kreisen, die ihren Schild sonst unantastbar hielten, oft eine ausschlaggebende Rolle. — Wir unsererseits würden das sehr bedauern, denn gerade in jetziger Zeit sollten Personen, die in so exponirter Stellung sich befinden, darauf halten, ihren Ruf sich makellos zu bewahren.

21. Capitel.

Am andern Morgen, als Arnold wie gewöhnlich, wenn auch mit übernächtigen Zügen sich bei seinen Eltern am Frühstückstische einfand, traf sein erster Blick neben dem Platze des Vaters auf dasselbe Zeitungsblatt, das ihm eine schlaflose Nacht bereitet hatte.

Die Präsidentin saß mit niedergeschlagenen Augen da, sie hob den Blick nicht, als Arnold ihr einen „Guten Morgen" bot, sondern reichte ihm nur die Hand hin, die kalt und schwer in der seinen lag.

SLUB
Wir führen Wissen.